

Leseprobe

ANDRÉ MUMOT

Roman



WILDTIER
TAG

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen.

André Mumot

Eichborn Verlag in der Bastei Lübbe AG

Originalausgabe

Copyright © 2016 by Bastei Lübbe AG, Köln

Umschlaggestaltung: Massimo Peters

Einband-/Umschlagmotiv: © shutterstock/Alexander Trinitatov/

Kaponia Aliaksei/Komkrit Preechachanwate/Miloje

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro

Druck und Einband: CPI books GmbH, Leck-Germany

ISBN 978-3-8479-0610-0

1 3 5 4 2

Sie finden uns im Internet unter www.eichborn.de

Bitte beachten Sie auch www.luebbe.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe.

Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

MUTTERTAG

Roman

Stockdunkel ist es im Zimmer. Vor den beiden zugigen Fenstern stehen mehrere Bäume im Wind, und dahinter ducken sich noch weitere Gebäude in die nächtliche Abgeschiedenheit. Keine Straßen sind da, keine Wagen, keine Menschen, die draußen vorübergehen. Irgendwo, vielleicht sogar im unteren Stockwerk, bellt kurz ein Hund. Und hier, in diesem Zimmer, unter den Decken, die über das Bett gebreitet sind,

rührt sich etwas. Ein Atem wird schneller, und ein Körper wirft sich hin und her, sodass es im Dunkeln wirkt, als verändere er ständig seine Form und seine Größe, bis er schließlich zusammensuckt. Noch schnelleres Atmen, fast ein panisches Keuchen, aber dann, nach einem kurzen Augenblick, beruhigt sich die Gestalt auch wieder. Eine Hand kommt unter der Decke hervor, tastet sich voran, der Lampe entgegen. Schon im nächsten Augenblick ist es heller, und sie richtet sich auf in ihrem Bett, das jetzt viel zu breit wirkt für sie. Insgesamt ein großzügiger Raum, wenn auch sehr funktional und unpersönlich eingerichtet. Geschwitzt hat sie, das T-Shirt klebt ihr am Körper, und die Haare fallen ihr in die Stirn. Schmal sieht sie aus und zart und nicht sehr groß. Doch ihr Gesicht ist eingefallen, grau. Einen Schluck Wasser trinkt sie. Dann atmet sie tief durch und stellt die Flasche wieder neben die Medikamente, die auf dem Nachttisch liegen. Ihr Blick fällt auf die Uhr.

13

Halb zwölf, *denkt das Mädchen*. Bald ist es so weit. Noch heute Nacht, und dann bekomme ich die Nachricht. Das behaupten sie zumindest, aber ich kenne das schon, ihr großes Gerede. Sie sollen mich nicht für dumm verkaufen. Sie sollen mich nicht behandeln, als wäre ich zurückgeblieben. Nur weil ich so jung aussehe. Ob Clem recht gehabt hat mit meinem Alter? Es wäre schön, wenn wenigstens mein Geburtstag keine Erfindung wäre. Wie so vieles andere, was er mir weismachen wollte. Um mich zu beschützen.

Clem. Ständig denke ich an Clem, sehe sein Gesicht vor mir, sehe ihn auf dem Treppenabsatz stehen. Aber er ist ja schon lange nicht mehr da. Was er wohl sagen würde, wenn er jetzt hier reinkommen und sehen könnte, wie ich auf meinem Bett liege. »Bist du krank?«, würde er mich fragen. »Bist du wieder krank?«

Die Zeit vergeht so langsam, immer so schrecklich langsam. Also gehe ich ins Bad, sitze auf dem Klo, auf der eiskalten Brille, und starre die Fliesen an, weil nichts zu hören ist. Gar nichts. Dann lasse ich warmes Wasser laufen, das sich gurgelnd im Ausguss dreht. Dann

kaue ich an den Nägeln und lausche in mich hinein. Da drin, in mir, tut sich immer irgendwas. Vielleicht habe ich wieder Fieber. Aber es ist bloß die Anspannung. Das Warten. Allein sein und warten und nur hören, was in mir drin ist. Ach, wenn nur die Tür aufgehen und Clem zu mir kommen würde. Er würde mit sanfter Stimme zu mir sprechen, und seine Schritte würden kaum zu hören sein, weil er nie hart auftritt, immer ganz behutsam einen Fuß vor den anderen setzt. »Mein Mädchen«, würde er sagen. »Bald bist du wieder gesund.« Mich weiter belügen werde er.

Seit gestern Nachmittag hetzen sie da unten herum und telefonieren, schlagen die Autotüren. »Endlich«, sagen sie. Die beste Spur. Die Spur, die uns zu ihnen führen wird. Sie sind ganz aufgeregt. Stewart ist trotzdem zurückgefliegen. Und das hätte er wohl kaum getan, wenn er der Meinung wäre, dass bald was passiert. Aber ich gönne ihm den Flug, die Angst, die er dabei aushalten muss. Das war sowieso das Beste, seit langer Zeit: seine Panik auf dem Flug hierher. Wie er sich zehn Stunden lang in den Sitz gedrückt hat, wie sich seine zittrigen Finger an seinem Buch festgekrallt haben. Er hat nicht gelesen, bloß so getan. Immer spielt er sich auf damit, dass er Geld hat und Einfluss. Damit, dass er ein Eingeweihter ist, der vor nichts zurückschreckt. Und im Flugzeug wird er bei jedem Wackeln zum Kleinkind.

Fantastisch war das. Ihn nicht aus den Augen zu lassen. Mich an seine Schulter zu lehnen, ihm zuzuflüstern: Du, mich würde das nicht wundern, kein bisschen, wenn dieser alte Blechkasten jetzt abstürzt. Ich habe ihm, hoch oben über dem Atlantik, die angespannten Gesichter der Stewardessen gezeigt und leise gelacht, weil er versucht hat, sich seine Unsicherheit nicht anmerken zu lassen. »Kann gut sein, dass wir abstürzen«, habe ich zu ihm gesagt, dicht an seine Schulter gekuschelt, als wir noch über die Hälfte des Weges vor uns hatten, »aber mir wird nichts passieren. Ihr werdet in tausend Fetzen gerissen, und ich werde nur lachen.«

Normalerweise hat er es gern, wenn ich ihm davon erzähle, wie ich mir Katastrophen vorstelle. Er liebt es, wenn ich im Schneidersitz vor ihm hocke und meine Träume übertreibe, wenn ich entsetz-

liche Details dazu erfinde – er hält sie dann für bedeutsamer, wichtiger und notiert sich jedes Wort. Aber da oben, in der Luft, fand er es nicht besonders lustig, als ich ihm ausgemalt habe, wie die Menschen schreien würden auf dem trudelnden Weg nach unten, wie die Gepäckstücke und die Sauerstoffmasken nutzlos auf uns niederprasseln würden. Seine Angst ist erbärmlich!

Hier, wo er und seine Leute fremd sind, wo sie sich auf meine kaum zusammenhängenden Erinnerungen verlassen müssen, hat sich einiges verändert. Stewart sieht oft gehemmt aus, er lächelt nicht mehr, macht ein grimmiges Gesicht, damit man nicht merkt, wie überfordert er mit allem ist.

All die Namen, die sie mir geben, die absurden Titel. Ich kann sie nicht mehr hören. Drüben war ich *The German Girl*. Bin es noch für manche, sagt Stewart. Sie sollen das Maul halten. Wir haben uns jetzt auf Nora geeinigt. Vorläufig. Weil Clem mich Nora genannt hat.

Sie brauchen mich, sind auf mich angewiesen wie auf nichts sonst in der Welt, und doch bilden sie sich ein, dass ich so eine Art Gefangene für sie bin. Ich habe es Stewart am Telefon gesagt: *Sie sperren mich ein*. Dieser Widerling Roth hat den Nerv, mich einzusperren. Zu meiner eigenen Sicherheit? Dass ich nicht lache! Was kann mir schon passieren? Die Kraft, die mich schon einmal hinaufgezogen hat, mich zurückgerissen hat, um mich zu bewahren, diese Kraft wird mich wieder halten.

Roth und sein Idiot von einem Arzt können mich nicht einsperren. Sie wissen nicht, dass ich nachts mein Zimmer verlasse, dass ich unbehelligt durch den Garten spaziere, unten in ihre Fenster hineinschaue, dass ich sie beobachte. Dass ich es bin, die ihre Hunde nervös macht und kläffen und jaulen lässt – dass ich immer genau weiß, was sie tun. Auch Stewart sage ich nichts davon. Noch nicht. Erst sollen sie ihre Suche beenden, erst sollen sie mir erklären, wer ich bin und was mit mir los ist.

Angeblich steht der Durchbruch bevor. Heute Nacht. Roth beruhigt mich, sagt: *Bald wissen wir mehr*. Weiße Spucke sammelt sich in seinen Mundwinkeln. Mir wird kotzübel, wenn ich ihn an-

schauen, wenn ich seinen Angstschweiß riechen muss. Der Mann, den sie Dezember nennen, hat angeblich etwas in Erfahrung gebracht. Deshalb sind sie aufgebrochen. Jetzt hat es vielleicht schon begonnen. Wie spät ist es denn? Ich kann nicht mehr warten. Sie sollten mich nicht so wütend machen, das ist ein Fehler. Wie lange noch?

Niemand unterwegs, natürlich. In ihren Häusern lagen die Kronstedter, sie schliefen und träumten schlecht oder von besseren Zeiten. Philip hatte nichts anderes erwartet und schaute auf seinem Heimweg missmutig zu den wenigen beleuchteten Fenstern hinauf. Aus einigen blitzten immerhin noch blaue Fernsehlichter in die Nacht. Ein ziemlich kühler Wind strich hinter ihm her und durch die Straßen, und manchmal zupfte er ihn im Nacken. Die Hände hatte er in den Hosentaschen, den Blick nach vorn gerichtet.

Sehr genau lauschte er auf die Geräusche der Umgebung, denn, wenn möglich, wollte er nicht von marodierenden Besoffenen überrascht werden, die er in der Nähe des Marktplatzes vermutete. Mehrere dunkle Kneipen und eine winzige Proletendisko gab es dort, von der in der Schule oft die Rede gewesen war. Im Venice hingen für gewöhnlich Kevin Meier und seine Freunde ab, kifften tiefgebeugt mit über den Kopf geschlagenen Kapuzen auf dem Vorplatz, tranken Smirnoff aus der Flasche und spuckten weißen Speichel auf den Boden.

Philip war einmal mit Caro dort gewesen, sie hatten im Schwarzlicht mit den Schultern gezuckt, eine Weile miteinander gelacht und sich wieder verzogen, als zum zweiten Mal *Summer of 69* gespielt worden war.

Philip überquerte den unbeschränkten Bahnübergang und kam an mehreren Bushaltestellen vorbei. Nachts verkehrten grundsätzlich keine Busse auf Kronstedts Straßen. Warum auch? Immer mehr schrumpfte die Stadt, die in ihren besseren Tagen 30 000 Einwohner

gezählt hatte, und blickte dabei trotzig auf ihre lange Geschichte zurück, in der Stadtwälle und romanische Kirchen sowie eine kleine, aber verheerende Schlacht im zweiundzwanzigsten Jahr des Dreißigjährigen Krieges eine Rolle spielten. Inzwischen trauerte man hauptsächlich um den in den 90er Jahren stillgelegten Braunkohle Tagebau und erlaubte es in erzwungener Knausrigkeit nur jeder zweiten Straßenlaterne, ein unzureichendes, orangefarbenes Licht auf die Bürgersteige zu werfen.

Es herrschte Maschinenruhe im Neubaugebiet, das im Osten mit austauschbaren Einfamilienhäuschen einen flachen Hang erklimm – dicht am Wald, durch den sich die Autobahn Richtung Hauptstadt zog. Aber nicht nur nachts stand hier alles still, auch tagsüber klappten provisorisch umzäunte Löcher, warteten darauf, mit Beton gefüllt zu werden, und schluckten gähnend die Regenschauer. Firmen waren pleitegegangen, Investoren hatten Gelder eingefroren, und das Outlet-Center, von dem sich die Stadtkämmerer einen wirtschaftlichen Aufschwung erhofft hatten, war an den Rand der nächstgelegenen Großstadt gezogen.

Bürgerinitiativen kämpften mit schlecht besuchten Aktions- tagen voller Hüpfburgen und Würstchenständen für den Erhalt des innenstädtischen Einzelhandels, und an der westlichen Ausfallstraße war vor kurzem in einem ehemaligen Geschäft für Kleinkinderbedarf eine Bedürfnigen-Tafel eröffnet worden. Gegen Mittag stellte sich dort täglich eine kleine Schlange von Menschen mit Jutebeuteln auf, die von den alteingesessenen Anwohnern als Beispiele des allgemeinen Verfalls betrachtet und abfällig gemustert wurden. Aber das sind die Tage, in denen sich die optimistischen Pressluft- hämmer in das Kopfsteinpflaster der Fußgängerzone graben, die Tage, an denen sich die Wolken vor die Sonne schieben und an ihr vorbei und an denen immer alles so aussieht, als ginge es weiter, einfach weiter.

Nun aber ist alles still, ist alles dunkel und leblos, und die Zeiger von verschiedenen Uhren bewegen sich durch die Nacht. Teilnahmslos schalten Digitalanzeiger von einer Ziffer zur nächsten, während beinahe alle Autos in Kronstedt ihren Ruheplatz bis zum Morgen

gefunden haben und leer sind, weil ihre Halter vor Fernsehern sitzen oder in Betten liegen. Aber hier und da kann man noch einen Motor hören, ein Fahrzeug sehen, das vor einer Ampel bremst, die von Gelb auf Rot schaltet. Und man könnte in einem Auto am Straßenrand einen Mann entdecken und eine Frau, wartend, tuschelnd. Man könnte sehen, wie sie die Aufmerksamkeit verlieren, obwohl genau dies doch ihre Aufgabe wäre: aufmerksam zu sein. Auch der Audi mit Dürener Kennzeichen steht wieder in einer Parkbucht, nicht weit entfernt von der Stelle, wo er bereits am frühen Abend niemandem aufgefallen ist.

Die Gärten hinter den Häusern sind gepflegt, die Hecken gestutzt, und der Flieder scheint in der Nacht noch stärker zu riechen. Es ist, als könnte er nie damit aufhören, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Jetzt ist es also so weit. Es gibt immer eine schwache Stelle. Die Pforte lässt sich leicht öffnen. Und die Hintertür neben den zwei Mülltonnen? Nein, mit den richtigen Gerätschaften ist es kein Problem.

Philip drückte den Lichtschalter. Mit der plötzlichen Helligkeit, die auch durch die Milchglasscheibe der Haustür auf die Straße fiel, schien sich der Treppenaufgang vor ihm in einem trüben, ungesunden Gelb in die Höhe zu ziehen. Er blinzelte, seufzte und fühlte sich müde, während er von innen abschloss. Einmal. Zweimal. Sein Blick streifte die Tür zum ehemaligen Antiquariat, aber er blieb nicht dort hängen. Nur ein vertrautes schwarzes Loch. Er stapfte die Treppe hinauf zur Wohnungstür, wobei er die Schlüssel des Bundes durch seine Finger gleiten ließ und sich nicht umdrehte.

Warum auch?

Wer dreht sich schon im eigenen Treppenhaus um?

Wer geht schon davon aus, dort nicht *wie immer* allein zu sein?

Eines der Lieder, die Philip bei Caro gehört hatte, ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. War es einer der alten *Tomte*-Songs gewesen?

Er versuchte, sich an eine Textzeile zu erinnern, aber es gelang ihm nicht. Ein bisschen schlecht war ihm. Zu viel Zucker? Zu viel Soja-sauce? Als er die Wohnungstür öffnete, machte er das Flurlicht wieder aus. Da er den alten Mann nicht wecken wollte, ging er im Dunkeln Richtung Küche. Wasser trinken, das war jetzt eine gute Idee.

Im Kühlschrank standen nicht allzu viele Lebensmittel, aber die auf einem Teller liegenden Aufschnittscheiben verbreiteten einen unangenehm zwiebigen Geruch. Philip holte die Sprudelflasche heraus und schloss die Kühlschranktür. Seine Gedanken waren immer noch auf der Suche nach diesen Zeilen. Die Musik hatte ihm nicht gefallen, auch die Stimme des Sängers nicht, aber irgendetwas hatte sich bei ihm festgesetzt. Vielleicht würde er die Lyrics noch nachgoogeln. Es hatte etwas mit dem Leben in der normalen Welt zu tun oder Leben in einer gewöhnlichen Welt, genau, *Leben in einer gewöhnlichen Welt*. Aber als er den Deckel von der Flasche schraubte und sich umdrehte, zurück in die Dunkelheit des Raums, um zu seinem Zimmer zu gehen, durchfuhr es ihn. Es war, als wenn sich ein Gedanke nach vorn schob, an der kalten Sprudelflasche und an dem Song vorbei, ja als wenn sein Unterbewusstsein albernerweise zu ihm sagte: *Achtung. Da steht jemand. Direkt vor der offenen Küchentür steht jemand im Dunkeln und wartet auf dich.*

Was für ein Quatsch.

Aber wäre es nicht total verrückt, wenn das stimmen würde, wenn es wirklich so wäre?

Der Schock folgte beim zweiten Hinsehen, nach einem Blick, der eigentlich nur bestätigen sollte, dass natürlich niemand dort stand. Philip stieß einen sehr lauten Ton aus, und im nächsten Augenblick raste sein Herz so stark, dass ihm kurz die Luft wegblieb.

Erst konnte er gar nichts herausbringen. Dann stellte er die Flasche ab, streckte die Hand zum Lichtschalter aus und sagte: »Gott, hast du mich erschreckt.«

Da war etwas nicht in Ordnung. Etwas war ganz und gar nicht in Ordnung. Philip wich einen Schritt zurück, machte das Licht an. Etwas war mit seiner Mutter, irgendetwas war passiert. Korffs Gesicht

sah in der plötzlichen Helligkeit, die ihn zwang, kurz die Augen zu schließen, anders aus als sonst. Sehr ernst, sehr ausdruckslos.

»Ist ... ist was passiert?«

»Ich habe versucht, dich anzurufen. Du hast dein Handy ausgeschaltet«, sagte der alte Mann. Das war schlimm. Ganz schlimm. Philip spürte, dass sein Großonkel beunruhigt war. Mehr als beunruhigt. Dass er nicht wusste, wie er in dieser Situation mit Philip sprechen sollte. Also fing Philip an, und seine Stimme überschlug sich leise: »Ich hab es ausgestellt, nachdem meine Mutter angerufen hatte. Sie ist gut angekommen, das ... das sollte ich dir ausrichten. Was ist denn los?«

Warum war er noch wach? Warum lag der alte Mann nicht in seinem Bett? Warum trug er noch seine Strickjacke? Warum wandte er jetzt den Blick ab, runzelte die Stirn. Warum war er so beunruhigt? »Ist was mit ihr, ist was passiert?«

Jetzt schaute Richard Korff auf, sah ihn verwirrt an, konzentrierte sich. »Mit ihr? Mit deiner Mutter? Nein. Nein, das ist es nicht. Aber ... Philip?«

»Was ist denn?« Es kribbelte in seinem Hinterkopf, sein Kiefer verspannte sich.

»Als du eben hier angekommen bist, da standen doch drei Autos auf der anderen Straßenseite, hintereinander.«

»Was?«

»Hast du die Wagen gesehen? Saßen Leute darin, ist dir jemand aufgefallen? Haben in einem der Wagen, im mittleren, ein Mann und eine Frau gesessen?«

Philip spürte, dass sein Herz noch schneller schlug, statt sich zu beruhigen. Das war doch verrückt, vollkommen verrückt.

»Philip, ist dir irgendetwas aufgefallen auf der Straße?«

Sein Mund war verkrampft, das Sprechen bereitete ihm Mühe. »Nein, ich habe überhaupt nicht auf irgendwelche Autos geachtet. Keine Ahnung. Was soll das denn?« Erst jetzt fiel ihm etwas auf. Sein Großonkel hatte ein Telefon in der Hand, ein klobiges schwarzes Mobiltelefon, das Philip noch nie gesehen hatte. Er starrte es an, hatte plötzlich das Gefühl, das habe etwas zu bedeuten. Korff besaß

kein Handy. *Er hat mit Technik nichts am Hut*, das sagte seine Mutter immer. *Er gehört wirklich noch in eine andere Zeit.*

»Pass auf, Philip. Es ist eine Situation eingetreten, die ich dir nicht erklären kann. Aber ich möchte dich jetzt bitten, mir gut zuzuhören.«

Philip wollte etwas sagen, er wollte ein richtiges, ein normales Gespräch führen. Ohne diesen beunruhigten Tonfall. Aber das ging nicht. Er hatte Angst.

»Ich wusste nicht, wo du warst, sonst hätten wir das alles in Ruhe klären können. Aber wir können nicht hierbleiben. Ich sehe zu, dass ich dich morgen zu deiner Mutter bringe, aber jetzt müssen wir ...« Er brach ab.

Philip wollte, dass er weiterredete, während gleichzeitig eine Stimme in seinem Kopf darauf bestand, dass das alles komplett seniler Blödsinn war. Aber alles passierte gleichzeitig, und im selben Moment glaubte auch er, das gehört zu haben, was seinem Großonkel das Wort abgeschnitten hatte.

Nein, das kann nicht sein, dachte Philip. *Es kann nicht sein, dass noch jemand hier im Haus ist.*

Philip blickte sich um, sah die Digitalanzeige des Radioweckers auf dem Brotkasten: 01:45. Wenn sein Großonkel vorgehabt hatte, jemanden anzurufen (*die Polizei*, dachte Philip, *wir müssen doch die Polizei anrufen*) – mit einem Mobiltelefon, das er angeblich gar nicht besaß –, dann hatte er es sich inzwischen anders überlegt. Jetzt war es eindeutig. Die Geräusche kamen von der Wohnungstür, die Philip nicht abgeschlossen, aber zugezogen hatte. Es war kein Rütteln, eher ein zielgerichteter Druck. Er schaute Richard Korff an, dessen Augen weit geöffnet waren und der eine Hand erhoben hatte, um ihn vom Weiterreden abzuhalten.

Die Lippen des alten Mannes bewegten sich zu einem undeutlichen Murmeln. Vielleicht sagte er: »Das würden sie doch nicht tun.« Aber Philip war sich nicht sicher.

Korff machte einen Schritt zum Flur, und Philip musste ihm folgen. Vielleicht konnte er zu seinem Zimmer laufen und dort aus dem Fenster klettern? Es gab einen schmalen Sims, und wo-

möglich konnte man es auf das Nachbardach schaffen ...? Er hatte eines Nachts darüber nachgedacht, was er tun würde, wenn es in der Wohnung brannte – schließlich ließen alte Leute gern mal irgendwas auf dem Herd stehen oder vergaßen, Kerzen zu löschen. Er hatte sich überlegt, wie er entkommen könnte, und in diesem Moment, da es dumpf in seinen Ohren zu klopfen begann, sprach sich das aufgeschreckte Adrenalin in ihm eindeutig für eine Flucht aus.

Aber das würde der alte Mann nicht schaffen, nicht mit seinem schlimmen Bein. Philip musste allein hier raus und die Polizei von seinem Handy aus verständigen, das könnte gehen. Aber er stand nur im Flur, schaute zur Wohnungstür, spürte, dass sie sich jeden Augenblick öffnen würde, und nahm kaum wahr, wie der alte Mann die Tür zum Wohnzimmer öffnete, dort das Licht an- und sofort wieder ausschaltete.

Ja. Die Tür. Die Tür öffnete sich jetzt.

Ein Mann stand dort, schwer und groß und breit und in der matten Helligkeit, die aus der Küche in den dunklen Flur drang, nicht genau zu erkennen. Er hatte wohl eine Glatze oder sehr kurz geschnittenes Haar, und er stand einfach so in der Wohnungstür und schaute sie an. Philip spürte die Hand seines Großonkels auf der Schulter, und er zuckte zusammen. Er konnte sich nicht rühren und hatte das Gefühl, dass seine Muskeln jeden Moment auch noch den letzten Dienst einstellen würden.

»Was soll das?«, fragte Richard Korff. Seine Stimme klang ungewohnt hart, sie kam Philip fremd vor. Und er dachte nur: *Zu spät. Ich hätte mich beeilen müssen, ich hätte laufen müssen, ich hätte hier nicht stehen bleiben dürfen.*

»Ich komme, um Sie abzuholen«, sagte der Mann.

Philip spürte, wie die Hand auf seiner Schulter ihren Druck verstärkte.

»Ich werde die Polizei rufen«, sagte Richard Korff.

»Nein, das werden Sie nicht. Sie haben einen Minderjährigen in Ihrer Obhut.« Es war eine völlig neutrale Stimme, und Philip glaubte nicht, dass ihm jemals etwas solch eine Angst eingejagt hatte.

»Komm«, sagte sein Onkel leise hinter ihm und setzte sich tatsächlich Richtung Wohnungstür in Bewegung.

Philip machte einen Schritt, auch wenn er glaubte, gar nicht dazu in der Lage zu sein. War dieser Mann, der Einbrecher, bewaffnet? Situationen, die es nur in Filmen gab. Eine *Aktenzeichen-XY*-Folge schoss ihm durch den Kopf, die er mal mit seiner Mutter angeschaut hatte. Ein Einbrecher in der Wohnung einer alten Frau. Erst hatte er mit ihr gesprochen, dann hatte er sie niedergeschlagen. Das hier, dieser merkwürdig taube Moment, war genau so, aber zugleich auf entsetzliche Weise selbstverständlich. Sie kamen dem glatzköpfigen Mann näher, und Philip sah jetzt, dass der Mann selbst sehr angespannt aussah. Als sie neben ihm standen, sagte er leise: »Kommen Sie mit.«

Philip spürte, wie sich eine schreckliche Kälte in seinen Beinen ausbreitete, als sie auf die erste Treppenstufe traten. Er hielt sich am Geländer fest und schaute nach unten. Es war dunkel, aber er sah sofort, dass sich da unten jemand bewegte, eine Gestalt vor der Antiquariatstür, die ein Stückweit offen stand. War das vorhin auch schon der Fall gewesen?

»Was soll das?«, fragte Korff, und der Mann mit der Glatze sagte nur: »Weiter.«

Die Gestalt unten schnaufte. Philip konnte einen Atem hören, sah, dass sich dieser Mensch auf eine merkwürdig verzögerte, stockende Weise bewegte, so als müsse er sich selbst einen Anstoß geben. Als wäre er krank.

»Erklären Sie mir das! Was haben Sie vor?«, fragte Richard Korff leise, aber mit dieser harten, neuen Stimme.

»Runter mit Ihnen«, sagte der Mann.

Im nächsten Moment zuckte Philip zusammen, und dann erstarrte er. Korff hatte – schon wieder – den Lichtschalter gedrückt, und Philip sah den Mann, der unten an der Treppe auf sie wartete, in plötzlicher Deutlichkeit. »He! Lassen Sie das«, sagte der Glatzköpfige, und dann wurde es wieder dunkel. Philip hatte genug gesehen. Zu viel.

Die drei Wagen standen noch immer an ihrem Platz, schräg gegenüber vom Starenweg 8, der hinterste, der seit gestern nicht mehr bewegt worden war, an der Ecke Schlegelstraße, in der groß und dunkel, nur mit einem kleinen Licht am Eingang, die Speicherresidenz auftragte. Der vordere Wagen gehörte einem der Nachbarn, der um zwanzig nach sieben von seiner Arbeit bei der Innungskrankenkasse nach Hause gekommen war und längst schlief. Im mittleren Fahrzeug, einem roten VW Polo, saßen der Mann und die Frau. Jetzt zuckte sie kurz zusammen, weil er sich hektisch bewegte und an ihr vorbeischaute.

»Da! Schon wieder«, sagte er.

Sie folgte seinem Blick aus dem Wagenfenster zur anderen Straßenseite. »Was?«

»Das Licht. Da war Licht im Flur, ganz kurz.«

Sie räusperte sich, sah ihn an und schob sich eine Haarsträhne zurück hinter das Ohr. Er griff nach dem kleinen Funkgerät, das vor ihr auf der Ablage über dem Handschuhfach lag. »Soll ich ...«

»Warte noch«, sagte sie.

Er öffnete die Wagentür.

Es gab so viele Fragen. Und nur so wenig Zeit. Philip versuchte, seine hin und her rasenden Gedanken in eine Reihenfolge zu bringen. Sie entglitten ihm, entwichen immer wieder zu seinem Vorhaben, aus dem Fenster zu klettern – *zu spät!* –, während ihm klar war, dass sie sich Stufe für Stufe auf die Tür des Antiquariats und den Mann zubewegten, der dort stand, der im Dunkeln auf sie wartete und dessen Anblick er so schnell nicht vergessen würde. Er spürte die Hand seines Großonkels auf der Schulter. Richard Korff hatte das Licht im Wohnzimmer an- und wieder ausgeschaltet und eben noch einmal das Flurlicht. Warum? Um den Mann unten se-

hen zu können? Noch eine Stufe. Seine zitternden Knie. Das Licht. Philips Blick glitt zur Haustür hinüber. *Hast du die Wagen gesehen? Saßen Leute darin, ist dir jemand aufgefallen?* Philip machte einen Schritt, dachte an das Licht, und im selben Augenblick spürte er einen neuen Druck an seinem Rücken. Sein Großonkel, direkt hinter ihm, bohrte etwas Dünnes, Hartes zwischen seine Schulterblätter und ließ es langsam tiefer sinken. Noch ein Schritt. Das Ganze dauerte nicht lang, sie waren ja gleich unten, wo der andere Mann – der Kranke – asthmatisch atmete und nicht sprach. Zum Glück war es dunkel. Philip blickte zur Haustür, dann zu dem Typen, der sich vor der Antiquariatstür scheinbar nur mit Mühe aufrecht hielt. Und dann verstand er. Das, was ihm sein Großonkel in den Rücken bohrte und nun langsam tiefer und tiefer an seiner Wirbelsäule entlangfuhr, während sie beinahe unten am Treppenabsatz anlangten, war ein Schlüssel. Es musste der Haustürschlüssel sein. Philip nahm ihn so unauffällig wie möglich entgegen, indem er den linken Arm nur ein Stück weit anwinkelte, mit den hochgerekten, zitternden Fingern tastete und den Gegenstand zu fassen bekam. Aber wie sollte er das schaffen, wie stellte der Alte sich das vor? Sein Hinterkopf kribbelte, sein Nacken versteifte sich, es pochte in seinen Schläfen.

18

Sie sah, vom Wageninneren aus, ihren Kollegen mitten auf dem Starrenweg stehen, auf der leeren Straße, sah, wie Björn Weidenheim nach links und rechts schaute, dann hinauf zu den dunklen Fenstern von Nummer 8. Zum ersten Mal, seit sie gemeinsam in Kronstedt angekommen waren, um zu beobachten, um Fotos zu machen, um zu protokollieren, überfiel sie ein wirklich ungutes Gefühl. Zum ersten Mal kam ihr der Gedanke, all das vielleicht nicht ernst genug genommen zu haben. Sie sah Björn dort stehen, sah seinen breiten, kräftigen Rücken, und ihr fiel auf, dass er seine Waffe gezogen hatte. Sie biss sich auf die Lippen und griff nun doch nach dem Funkgerät.

Die Tür zum Antiquariat war offen. Der Mann, der davorstand, schwankend, angestrengt atmend, war ihnen jetzt sehr nahe. Er stank. Süß, vielleicht nach Alkohol, aber da war noch etwas anderes, Ekelerregendes. »Machen Sie schneller«, sagte dieser Mann, der schon recht alt sein musste, mit einer belegten, heiseren Stimme. Richard Korff schob sich vor Philip, sagte: »Lassen Sie den Jungen hier, das ist doch vollkommen unnötig.«

Der Mann mit dem schweren Atem gab ein Geräusch von sich, das einem Lachen nicht unähnlich war.

»Los jetzt«, sagte der Glatzköpfige und fasste Korff am Arm, zog ihn auf die Tür zu. Er sprach leise. Philip hatte es begriffen. Sie wollten nicht gehört werden. Sie wollten nicht *von draußen* gehört werden. Der Alte schaute ihn an. Ein Blick, der ihm durch und durch ging. Eine *Aufforderung*.

Aber der andere, der Kranke, der ein Fiepen durch die Nase abgab, war dicht bei ihm, kam noch näher. *Sie werden mich festhalten, das schaffe ich auf keinen Fall*. Philip umklammerte den Schlüssel in seiner linken Faust, wich zurück. Der Mann packte zu. Philip fühlte die feste Umklammerung an seinem Handgelenk, dicke, schwere Finger. Rasender Ekel überfiel ihn – *nein, der soll mich nicht anfassen, auf keinen Fall* –, und im selben Augenblick stürzte er zu Boden. Er versuchte sich abzufangen, und – *nein, nein, nein!* – der Schlüssel glitt ihm aus den Fingern, flog mitsamt dem kleinen Lederbund, an dem er befestigt war, durch die Luft, durch die Dunkelheit und traf – *nein, nein, nein!* – irgendwo vor der Tür mit einem leichten Klirren auf dem Fliesenboden auf.

»Philip!«, rief sein Großonkel sehr laut.

Der Mann griff nach seinem Bein, aber Philip wich aus, kroch auf die Tür zu, während sein ganzer Körper zu pochen schien und er glaubte, keine Luft mehr zu bekommen. Aus seinem Mund kam ein Geräusch des zitternden Abscheus, das nicht wirklich wie ein Schrei klang. Er blickte sich um, und es sah im Dunkeln so aus, als bäume sich der schwer atmende Mann auf.

Philip wandte den Kopf Richtung Haustür, und auch wenn er kaum glauben konnte, dass sich hinter der trüben Scheibe tatsächlich ein Schatten abzeichnete, dass dahinter jemand stand, rief er wild und atemlos um Hilfe. Korff sagte sehr laut: »Geh von der Tür weg, Philip!«

Das Nächste, was er spürte, waren die Hände des alten Mannes, die ihn jetzt an der Schulter packten, während ein fester Druck gegen das Fenster der Tür knallte. Das Glas war massiv, aber Philip duckte sich, hob die Arme über den Kopf, und dann gab die Scheibe tatsächlich nach. Während die Splitter laut neben ihm herabregneten, feine Nadelstiche in seinem Nacken, griff er nach dem Schlüssel. Die Hand hinter der zerschlagenen Scheibe, draußen auf der Straße, hielt etwas umklammert. War das wirklich eine Waffe, eine echte Schusswaffe, die jetzt durch das Loch in der Scheibe in den Flur gehalten wurde?

»Sehr gut«, sagte Korff, nahm Philip den Schlüssel ab und fügte, wieder sehr laut, hinzu: »Ich schließe die Tür auf.« Philip schaute auf, sah die Tür des Antiquariats, sah, dass die beiden Gestalten, der Mann mit der Glatze und der ... Kranke, nicht mehr davorstanden. Konnte das wahr sein? Es ging ihm zu schnell, all das ging ihm zu schnell, und schon wieder hörte er sich einen dieser Töne ausstoßen, keinen Hilfeschrei mehr, sondern einen der Laute, die man in einem Alptraum von sich gibt, aus dem man einfach nicht erwachen kann.

Er wurde hin und her geworfen, immer war da jemand, der an ihm zog, in die eine oder andere Richtung. Jetzt der Mann, der durch die Tür gekommen war und noch immer eine Waffe in der Hand hielt. Die erste Schusswaffe, die Philip im wirklichen Leben zu Gesicht bekam, die nicht wie ein irrealer Requisit in einem Polizistenholster steckte. Aber als er sich das klargemacht hatte, befand er sich schon draußen auf der Straße, drückte sich schwer atmend gegen die Hauswand, spürte seinen Großonkel neben sich und sah eine Frau, die ihn drängend ansprach: »Was ist passiert?«

»Sie sind zu zweit. Im Laden oder auf dem Hinterhof, sie wollen hinten raus.« Korffs Stimme, hart, beherrscht.

Ein dumpfer Knall war zu hören, ein Aufprall womöglich, viel-

leicht eine Stimme, aber wenn es so war, verstummte sie sehr schnell. Philip schaute die Frau an, die offenbar vorhatte, dem Mann mit der Waffe ins Haus zu folgen.

»Bleiben Sie hier«, sagte Korff.

»Nein, *Sie* bleiben hier«, antwortete die Frau, aber Philip hörte, wie unsicher sie war. Er war sich sicher, dass sie Angst hatte. Mit festerer Stimme fügte sie hinzu: »Es ist Verstärkung unterwegs, rühren Sie sich auf keinen Fall vom Fleck.«

Es war nicht zu Ende, nein, es war noch nicht zu Ende. »Hast du ein Handy?«, fragte Richard Korff, als die Frau im Haus verschwunden war. Er nickte, holte es zitternd aus seiner Tasche. Der alte Mann nahm es ihm ab, ließ es auf den Boden fallen, griff – schon wieder – nach Philips Arm, und ohne irgendetwas zu verstehen, lief Philip mit ihm über den menschenleeren, nachtschlafenden Starenweg davon.

Nicht viel mehr als ein schwarzes Loch: das Antiquariat. Kisten stehen im Dunkeln, auf mehreren Tischen liegen Bücherstapel. Auch ein, zwei Koffer lehnen in einer Ecke an der Wand. Hier hat bis vor kurzem noch ein weiterer gestanden, aber nun sieht man nicht, dass der Staub weggewischt wurde, man sieht fast nichts im schwarzen Loch. Björn Weidenheim hält die Waffe in beiden Händen vor sich ausgestreckt. Eben noch hat er sich umgedreht und überprüft, dass niemand direkt hinter ihm ist. Er weiß, dass er zurückgehen sollte zu dem alten Mann, zu dem Jungen und zu Vera. Er hat keine Ahnung, wie viele Menschen, wie viele potentielle Angreifer hier auf ihn warten, aber er möchte wenigstens jemanden sehen, Bericht erstatten können, wenn er wieder aufgetaucht ist aus dem schwarzen Loch. Sie haben sich sofort verzogen, als er die Scheibe eingeschlagen hat. *Sie sind vorsichtig*. Er bewegt sich einen kleinen Durchgang entlang, der, wie er weiß, auf den Hof führt, auf dem die Mülltonnen stehen. Kein Ausgang, keine Straße, nur Gärten. Zäune,

Mauern – das hatten sie geklärt, das hatten sie als unerheblich eingestuft. Er ärgert sich und zögert. Die Tür ist offen, die Tür, die nach draußen führt. Ein Spalt Nachtbläue, die heller ist als die Schwärze im schwarzen Loch. Kühle Luft vor ihm, die ihn anzieht. Hinter ihm hört er etwas, es könnte Vera sein, die ihm folgt. Das sollte sie nicht tun. Dies hatte sein letzter Einsatz für Müller sein sollen. Aber doch ein anderer, nicht *so* ein Einsatz. Und dann spürt er die Gegenwart eines Mannes auf seiner linken Seite. Jemand ist hinter ihm. Also doch. *Aufgelauert haben sie mir, sie sind doch nicht einfach abgehauen, diese verdammten Schweine.* Er hört einen angestrengten Atem, fast ein Keuchen, das in den vorangegangenen Sekunden vermutlich mühsam unterdrückt wurde – *wie bei einem Triebtäter, der es nicht mehr aushält hinter seinem Busch und zuschlagen muss*, denkt er – und dann, in dem Moment, da er herumwirbelt, fühlt er ein Gewicht in seinem Rücken. Er ist noch einigermaßen im Training, aber es geht zu schnell. Der Mann ist schwer, und seine Hände bohren sich tief in Weidenheims Oberarm, ziehen ihn herum, renken etwas aus. Es tut weh. Und da ist noch jemand. Björn Weidenheim will zuschlagen, aber er sackt in den Knien ein, hat keine Gewalt mehr über seine Hand, und aus irgendeinem Grund, das stellt er noch fest, ist auch die Waffe nicht mehr da, wo sie sein sollte. Auf dem Boden muss sie liegen, dem er sich jetzt nähert – ob er will oder nicht. Im nächsten Moment knallt er mit dem Kopf auf den Fliesen auf. Er sieht schwarze Schuhe vor sich, dann sind Hände an seinem Hals, heben ihn hoch, und dann schlägt sein Kopf noch einmal auf. Ein wacher Lebensrest in ihm bemerkt, dass er gepackt und geschleift wird. Sein sich kurz anstrengendes linkes Auge sieht vor sich noch einmal einen schwarzen Lederschuh. Nur eine kurze Strecke geht es voran Richtung Hof, wo die Luft kühl ist, an ihm zieht. Aber zu dem Weg über den Fliesenboden gehört leider eine steinerne Stufe, die ihm noch einmal mit ungebremsster Wucht gegen die Schläfe knallt. Als Zwölfjähriger hat er nach einem Sturz vom Fahrrad eine Gehirnerschütterung erlitten, und kurz blitzt mitten im markerschütternden Schmerz, mitten im Zusammenzucken, dieses Wort in ihm auf, eine Erinnerung: *Gehirnerschütterung.* Er

merkt nicht, dass seine Zähne zusammenschlagen und er sich ein Stück seiner Zunge abbeißt, spürt nur, dass er blutet. Er empfindet den Schmerz als stechende Hitze in seinem Kopf, aber noch wird er nicht bewusstlos. Er kann nicht klar denken, aber im nächsten Augenblick schon hat er das Gefühl, dass jemand auf ihm hockt, auf seinem Rücken – schwer, sehr schwer –, und dann breitet sich erneut eine betäubende Hitze in seinem Nacken aus. Der Schmerz ist jetzt so stark, dass er sich nicht mehr zusammenreißen kann. Er lallt noch einige Laute, schmeckt das salzige Blut in seinem Mund, das er ausspucken möchte, um nicht daran zu ersticken, und verliert endlich Kontakt mit der dunklen, grausamen Welt. Als er die Augen wieder öffnet und verschwommen Vera an seiner Seite wahrnimmt, die etwas in ihr Funkgerät spricht, kann er keinen zeitlichen Zusammenhang mehr herstellen. Er fühlt noch einmal das Brennen in seinem Kopf, ein Kribbeln, das sich von hinten kommend über sein Gesicht ausbreitet. Und dann nichts mehr.

Du fürchtest, du bist mutterseelenallein? Du wirst es dir bald wünschen.

Eine verfallene Villa, ein traumatisiertes Dorf und vertuschte Experimente. Menschen, die sich vor dem Tag verstecken, und eine einsame Kapelle, in der Gläubige ein Mädchen ohne Gedächtnis anbeten. Lange hat sie sich verborgen, doch nun kehrt eine skrupellose Sekte zurück, um ihre blutigen Pläne in die Tat umzusetzen. Ausgerechnet der vermeintlich harmlose Pensionär Richard Korff gerät dabei ins Fadenkreuz, und bald verfängt sich auch der Rest seiner Familie im tödlichen Spiel einer Mutter, die keine Gnade kennt.

André Mumots
raffiniertes Romandebüt
über Abgründe in der
deutschen Provinz. Ein
so unerschrockenes
wie elegantes Spiel
mit den Genres.